

Herbert Vorgrimler

Als der Normalfall noch Ausnahme war

Lernerfahrungen aus der Geschichte der Lientheologen

»Lientheologen/innen« prägen seit dem

2. Vatikanischen Konzil verstärkt das

kirchliche Leben mit. Am Beispiel Helmut

Erharters zeigt sich, wie ein Vertrauens-

verhältnis zur Hierarchie sowie eigene

Dienstbereitschaft einen guten Weg als

nicht geweihter Theologe in der Kirche

begünstigten - Faktoren, die in der

momentanen winterlichen Zeit der Kirche

noch seltener anzutreffen sind als damals.

Herbert Vorgrimler plädiert dennoch für

ein Engagement um der Sache willen.

Von der »Lientheologie« zu den akademischen Theologen ohne Weihe

● Das Wort »Lientheologe« bzw. »Lientheologin« weist auf große Problemkomplexe hin. »Lientheologie« bezeichnete in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg im Zeichen der amtlich-kirchlich geförderten »Katholischen Aktion« (besonders in und seit der Amtszeit Pius' XI.) und des »Laienapostolats« eine Art gemeinverständlich formulierter und im wissenschaftlichen Anspruch abgesenkter Theologie¹. Katholische Laien-AktivistInnen sollten, so wurde vielfach gewünscht, über ein Grundwissen in Theologie verfügen. In diesem Sinn wurden zur Zeit des Zweiten Weltkriegs und danach »Laiendogmati-

ken« veröffentlicht; Hochschulwochen und theologische Kurse für Laien, zum Beispiel in Wien und in Zürich, wurden angeboten. Die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende ungeheure Fortentwicklung der Theologie mit ihrer Spezialisierung in zahlreichen Einzelwissenschaften hat solche Bemühungen nicht prinzipiell überflüssig gemacht. Mancher Fachtheologe wird heute bekennen müssen, in wie vielen theologischen Disziplinen er eigentlich ein »Laie« und wie dankbar er für verständliche Einführungen in andere Fächer ist. Die Versuche zur Popularisierung der Theologie sind freilich nicht unproblematisch. Das Beispiel des »Würzburger Fernkurses« zeigt, dass die Bemühung um Verständlichkeit fast zwangsläufig mit einer Beeinträchtigung des Problembewusstseins verbunden ist. An Form und vor allem Inhalt der Predigten vieler ständiger Diakone, die ihre Theologie mit diesem Fernkurs bestreiten mussten und müssen, ist das schmerzlich spürbar.

Ein »Lientheologe« bzw. eine »Lientheologin« ist natürlich nicht zwangsläufig ein Mensch, dessen Theologie eine solche »Lientheologie« ist. Er ist ein Nicht-Geweihter. Im Rahmen katholischer Gläubigkeit wird die Besiegelung eines bestimmten kirchlichen Dienstes durch eine Weihe grundsätzlich bejaht, aber die Wortprägung »Laie« weist auf eine von der Ekklesiologie des Neuen Testaments nicht

gedeckte Existenz zweier unterschiedlich gewerteter und berechtigter Klassen in der Kirche hin. Das 20. Jahrhundert ist bis über seine Mitte hinaus innerkirchlich gesehen gekennzeichnet durch eine Wiederentdeckung der »Laien«, so befremdlich die Notwendigkeit einer solchen Wiederentdeckung im Blick auf das Evangelium auch sein mag. Die Konzilstexte des II. Vaticanums über die »Laien« stellen eine Etappe, nicht einen Abschluss dieses Prozesses dar.

Unter den Nicht-Geweihten gab es zu allen Zeiten Frauen und Männer, die über theologische Kompetenz verfügten und zum Teil beträchtlichen Einfluss in kirchlichen Kreisen ausübten. Aber sie blieben einzelne Existenzen, und wenn sie je zu einer kirchlichen Position gelangten, war das die seltene Ausnahme. Hier müsste nun natürlich über die genauere Bestimmung dessen, was Theologie ist, gesprochen werden. Es gibt gewiss kirchliche Berufe, die faktisch starke Berührungen mit der Theologie haben – aber sie eben nicht unbedingt haben müssen. Der Einfachheit halber seien nur in der männlichen Form als Beispiele genannt: Caritasleute, Justitiare, Finanzfachleute, Kirchenmusiker, Sprecherzieher, Journalisten, Politiker. Solche Fachleute wurden in der

» zwei Klassen in der Kirche «

Neuzeit den kirchlichen Leitungsinstanzen immer wertvoller, zum Teil unentbehrlich, auch wenn sie »Laien«, also theologisch und kirchenrechtlich zweitklassige Kirchenmitglieder, waren und sind. »Laientheologen« können sie, müssen sie aber nicht sein.

»Laientheologen/innen« im strikten Sinn des Wortes sind Menschen, die ein »normales« Theologiestudium mit Abschluss absolviert haben und eine berufliche Tätigkeit in der und

für die Kirche übernehmen wollen, ohne geweiht zu sein. Sie sind »full-time«-Theologen, aber nicht geweiht. Seit wann es diese Art kirchlich engagierter Menschen gibt, wäre historisch erst noch zu erforschen. Ob die sog. Seelsorgehelferinnen bei uns und die Katechisten in Missionsländern dazuzurechnen sind, müsste in diesem Zusammenhang untersucht werden. In Mitteleuropa lässt sich – vorläufig wenigstens – das Auftauchen von »Laientheologen/innen« im speziellen Sinn und in einem größeren Umfang am Zweiten Vatikanischen Konzil 1962-65 festmachen.

Helmut Erharter als Lernbeispiel

● Es soll nicht behauptet werden, dass Helmut Erharter, dem dieser Rückblick im Geist unserer 40-jährigen Freundschaft gewidmet ist, im deutschsprachigen Raum der erste »Laientheologe« im eben skizzierten strikten Sinn war; zu den Ersten gehörte er auf jeden Fall. Eine Laudatio mit biographischem Gehalt ist mir nicht aufgegeben. Die Fragen gehen vielmehr danach, welche Wege die ersten Pioniere gegangen sind, welche Hindernisse sie überwinden mussten und was sich aus ihrer Geschichte für heute lernen ließe².

Als der Wiener Prälat Dr. Karl Rudolf am 24.8.1964 starb, waren gleichzeitig zwei »Stellen« neu zu besetzen: die Hauptschriftleitung der Pastoralzeitschrift »Der Seelsorger« und die Leitung des Österreichischen Seelsorgeinstituts. Kardinal Franz König wollte, wie er den Verlag ausdrücklich wissen ließ, die Hauptschriftleitung der Zeitschrift einem Laien anvertrauen. Helmut Erharter war Kardinal König, Erzbischof Rohrer und Bischof Rusch persönlich bekannt und konnte sich der Empfehlung Karl Rahners erfreuen. So stimmten die österreichi-

schen Bischöfe während der dritten Sitzungsperiode des Konzils der Ernennung Erharters zum Hauptschriftleiter der Zeitschrift »Der Seelsorger« zu. Ein Redaktionskollegium sollte ihm zugeordnet werden. Zeitgleich hatte Ferdinand Klostermann im Auftrag Kardinal Königs eine Strukturreform des Österreichischen Seelsorgeinstituts (seit 1968 »Pastoralinstitut«) erarbeitet: es sollte von einem Vorstandskollegium geleitet werden, mit einem Geweihten an der Spitze und mit einem Laien als »Sekretär« (später, um dem faktischen Amt eines Geschäftsführers gerecht zu werden, »Generalsekretär«). In beide Funktionen trat Helmut Erharter 1965

» kirchliche Loyalität und Selbstlosigkeit «

ein, in der einen als Angestellter des Verlags Herder, in der anderen als Angestellter der Österreichischen Bischofskonferenz. Festzuhalten ist: Jahrelang war er in der Redaktionskonferenz wie im Vorstand des Instituts der einzige »Lai« . Lässt sich bereits aus dieser Frühgeschichte etwas lernen?

Objektive Faktoren allein, wie sie in den üblichen schriftlichen Bewerbungen und in einer Bewerberkonkurrenz die Hauptrolle spielen, konnten in diesem Fall und in vergleichbaren Fällen nicht zum Erfolg führen. Mentalitätsmäßig wirkten positive Gegebenheiten zusammen: Wagemut und Weitsicht Kardinal Königs, Selbstbewusstsein und Wille zur Zusammenarbeit mit der österreichischen Kirchenleitung bei den führenden »Laien« im Verlag, das Vertrauen von Bischöfen, das sich auch in der Art eines Vertrauensvorschusses äußerte und nicht enttäuscht wurde, und ein erhebliches Maß an kirchlicher Loyalität und an Selbstlosigkeit bei Helmut Erharter, der um der

»Sache« willen zumal am Anfang manche eigene Perspektiven und Interessen zurückstellen musste und mit großer Geduld einfach »dien- te«, ohne die Wünsche nach Selbstverwirklichung, beruflicher »Erfüllung«, Status-Prestige und geregelter Freizeit in den Vordergrund zu stellen.

Im Dienst des konziliaren Aufbruchs

● Es ist wiederum nicht Aufgabe dieses Beitrags, die positiven Ergebnisse der Arbeit Helmut Erharters in beiden Funktionen im Einzelnen zu würdigen. Die Zeitschrift DIAKONIA genießt hohes internationales Ansehen. (Vgl. den Beitrag von O. Fuchs.) Das Österreichische Pastoralinstitut und die ihm zugeordnete Pastorkommission leisteten viel Positives für die österreichische Kirche.

Ende der 60er-Jahre war es dann möglich geworden, dass diese Gremien in etwa paritätisch aus »Laien«, Frauen und Männern, und Geweihten zusammengesetzt wurden. Ein überaus wichtiges Ereignis, das von ihnen entscheidend vorbereitet und getragen wurde, war der Österreichische Synodale Vorgang der Jahre 1972 bis 1974, mit der Vollmitgliedschaft von »Laien«, dessen Resultate weit über die Grenzen Österreichs hinaus Beachtung fanden und als vorbildlich galten. Auch aus dieser Geschichte ist zu lernen. Der Mut, auf andere (mit ihren zum Teil sehr verschiedenartigen Vorbildungen, Leitbildern, Spiritualitäten und Interessen) ungeschützt zuzugehen, Meinungsverschiedenheiten ohne Aggressivität und ohne Siegerwillen offen auszusprechen, im Dialog das Zuhören zu lernen, seine Motivationen verständlich zu machen – und schließlich und endlich kompromissbereit zu sein: diese Komponenten zusammengenommen, das

Miteinander eines gemeinsamen Weges, eines »Vorgangs«, sie machten exemplarisch deutlich, was es heißt, geschwisterliche Kirche zu sein.

Ein wichtiges Ergebnis dieser Epoche einer kirchlichen Erneuerung im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils war die Wiederherstellung des ständigen Diakonats in der lateinischen Kirche³. (Vgl. den Beitrag von H. Kramer.)

Jedenfalls ergeben sich aber aus der Geschichte dieser Erneuerungsbewegung, an der Helmut Erharder für Österreich einen höchst aktiven Anteil hatte, wichtige Lehren für ähnliche Bestrebungen, auch dann, wenn sie – anders als die Diakonatsfrage – spezifische Anliegen von »Laien« sind. Das Gelingen der Wiedereinführung des ständigen Diakonats für Männer war keineswegs einer »pressure group« zuzuschreiben, es entstand aus einer Kooperation, an der weltweit die seit vielen Jahren bestehenden Diakonatskreise, nicht wenige Fachtheologen und viele Bischöfe beteiligt waren. Die römische Kirchenleitung hatte die Möglichkeit, sich, bereits etliche Jahre vor dem Konzil, mit der Sache vertraut zu machen. Das Thema wurde den Konzilsteilnehmern von der Vorbereitungszeit an in geduldiger Informationsarbeit nahe gebracht. Die wesentliche Argumentation

» persönliche Kenntnis und wagemutiges Vertrauen «

bestand in dem Hinweis darauf, dass sehr viele Männer bereits »diakonisch« arbeiten und bereit sind, dies durch sakramentale Weihe für einen lebenslangen Dienst amtlich besiegeln zu lassen. Auch hier waren die Faktoren der persönlichen Kenntnis und des wagemutigen Vertrauens entscheidend. Der Unterschied zu den neueren Bemühungen um eine sakramentale Diakoninnenweihe springt in die Augen. Sobald eine

Sache zum Gegenstand plakativer Demonstrationen und lautstarker Forderungen gemacht wird, als gelte es, ein vorenthaltenes »Recht« zu erkämpfen, verbunden mit professoraler Wichtigtuerei und Geltungssucht, verhält sich die römische Kirchenleitung ablehnend, wie das vom neuen CIC 1983 an bis zu den Erklärungen zu Beginn des Jahres 1998 zu beobachten ist. Ein behutsames, von großer Geduld getragenes, jeden Anschein von Druck oder Erpressung vermeidendes Vorgehen hat nichts mit Duckmäuselei und devoter Ergebenheit gegenüber »Obrigkeiten« zu tun. Das hier Gesagte gilt nicht nur für das Thema der Diakoninnenweihe. Es trifft auch auf mancherlei in sich durchaus berechtigte Wünsche und Anregungen von Seite der »Laien« zu, wie sie etwa in »Kirchenvolks-Beghären« vorgetragen wurden und werden.

In einer winterlichen Zeit

● Natürlich war die nachkonziliare Geschichte der Kirche, in die die »Amtszeit« Helmut Erharders fiel, nicht nur von geschwisterlicher Suche nach neuen Wegen, von vertrauensvollem Dialog und von zuversichtlicher Kooperation auf allen Ebenen geprägt. Und selbstverständlich war die Verschlechterung des innerkirchlichen Klimas, die zu Verdrossenheit, Verbitterung und Sprachlosigkeit führte, die Karl Rahner mit dem Stichwort »winterliche Zeit« charakterisierte, nicht nur und nicht in erster Linie »progressiven« Theologen und maßlosen »Laien« anzulasten. Erharder weist in seinem oben angeführten Rückblick auf Phänomene wie die Enzyklika »Humanae vitae« von 1968, auf zahlreiche nach dem Gesichtspunkt moraltheologischer Uniformierung vorgenommene Bischofsernennungen und die unsensible rechtliche Behandlung wiederverheirateter

Geschiedener hin. Diese Liste ließe sich enorm erweitern. Auf einige Fakten sei hier jedoch eigens hingewiesen. Helmut Erharder bekannte die Wegweisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils und dessen »Geist« als leitend für die Ausrichtung seiner gesamten Arbeit. Er stand und steht damit nicht allein da. Es gab den »Geist« des Konzils tatsächlich⁴, und es gibt noch immer »Laien«, Frauen und Männer,

» das Grundübel ist eine verschlagene Unwahrhaftigkeit «

Ordensleute, Diakone, Priester und Bischöfe, die unverdrossen in diesem Geist weiterarbeiten. Ein Grundübel in der gegenwärtigen Kirche ist nicht das Vorhandensein von Ängstlichkeit und Beharrungswillen, sondern eine verschlagene Unwahrhaftigkeit, die behauptet, dem Konzil treu zu sein und das Gegenteil praktiziert, die von Dialog redet und herrschsüchtigen, monologischen Durchsetzungswillen an den Tag legt, die verbal die Würde der Frauen preist und die Unentbehrlichkeit der »Laien« rühmt und faktisch ihren sekundären Rang rechtlich festzuschreiben sucht, die von einer fairen Kooperation des Leitungsamtes mit den Theologen gesprochen hat und die Theologen/innen mit Treueiden, Instruktionen und dergleichen wo immer möglich zu demütigen sucht, die Kollegialität sagt und Unterwerfung der Ortsbischöfe meint. Dies könnte mit vielen Einzelheiten belegt und ergänzt werden.

Im Hinblick auf die »Laien« ist diese Mentalität äußerst folgenreich. Der eben erwähnte Durchsetzungswillen der obersten Autorität, der für transparente Information, Mitsprache und Mitgestaltung, für die »Freiheit der Kinder Gottes« keinen Sinn hat, führt zu immer neuen Versuchen, Sakralisierung und Klerikalismus

wiederzugewinnen. In den amtlichen Äußerungen zu liturgischen Diensten der »Laien«⁵ und in der ominösen »Laien-Instruktion« von 1997 kommen diese Versuche bis an die Grenzen der Lächerlichkeit zu einem deutlichen Ausdruck. Zu dem Misstrauen gegenüber »Theologen« gesellt sich so ein Misstrauen gegen »Laien«; daraus ergibt sich ein verstärktes Misstrauen gegenüber »Laientheologen«.

Auf der anderen Seite existiert, und dies seit vielen Jahren, eine sehr große Zahl von »Laientheologen/innen«, die bereit sind, in den kirchlichen Dienst zu treten, und die wegen der bekannten Problematik des »Arbeitsmarktes« oft sogar ihre einzige Hoffnung auf eine Übernahme in den kirchlichen Dienst setzen. Sie treffen auf ein kirchenamtliches Gegenüber, das solche Erwartungen fortlaufend enttäuscht; nicht nur wegen der eben erwähnten negativen innerkirchlichen Entwicklung, sondern auch aus sehr begreiflichen Fragen wie: Haben die Gemeinden im Allgemeinen wirklich in erster Linie Profitheologen nötig? Ist die Vermehrung hauptberuflicher Stellen samt ihren Folgekosten überhaupt finanzierbar? Die Versuche mancher praktischer Theologen, amtlich-kirchliche Instanzen unter Druck zu setzen, mussten wirkungslos bleiben. In dieser Situation ist es nützlich, aus Biographien wie derjenigen Helmut Erharders zu lernen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass da oder dort ähnliche Komponenten zusammentreffen: Eine persönliche Kenntnis von »Laien« bei Bischöfen, die Voraussetzung für ein vertrauensvolles Verhältnis ist; eine wirkliche Bedarfssituation; eine reduzierte Anspruchshaltung auf der »Laien«-Seite. Aber ein solcher Fall wird relativ selten eintreten; er wird die Ausnahme, nicht die Regel sein. Junge »Laientheologen/innen« sollten sich das illusionslos sagen, und ihre fachtheologischen Berater in den Fakultäten sollten sie nicht in vorhandenen Illusionen bestärken.

Vor der Wiedergewinnung häuslicher Gemeinden

● Von großer Bedeutung für die Kirche der Zukunft zumindest in Mitteleuropa scheint mir folgende Überlegung zu sein. Die Krise der Territorialpfarreien ist nicht zu übersehen, nicht nur wegen des noch zunehmenden Priester-mangels, sondern auch wegen der weithin bestehenden Unmöglichkeit, kirchliche und »weltliche« Gemeinschaft und Praxis miteinander zu verbinden. Eine solche Krise kann nicht

» eine andere Art von Kirche «

durch angestrengte Aufrechterhaltung der Service-Kirche behoben werden, etwa durch Schaffung von Pfarrzentren, von denen aus ein Priester (der bereits bösartig als »fliegender Wandler« bezeichnet wird) mehrere frühere Pfarreien »versorgt« oder durch Importe von Geweihten aus Ländern mit Priesterüberschuss. Die Zukunft liegt meines Erachtens in der Wiedergewinnung häuslicher Gemeinden

mit häuslichen Liturgien. Dabei sollte der Begriff »Liturgie« nicht abschreckend wirken, als könnten normale Familien- und Freundschaftskreise den Ansprüchen an eine Liturgie nicht genügen. Glaubensgespräche, bei denen die eigenen Erfahrungen, die persönlichen Gedanken über Gott und den Sinn des Lebens und über die Relevanz der Gestalt Jesu von Nazaret eingebracht werden und die in Mitteleuropa weit verbreitete Sprachlosigkeit im religiösen Bereich beendet wird, verbunden mit gemeinsamem Gebet, erfüllen bereits in einem weiteren Sinn das, was mit »Liturgie« gemeint ist⁶. Sich selber mit seinem Glauben und seinem theologischen Fachwissen einzubringen, ist keinem Menschen verwehrt und kann von keiner Instanz normiert und reglementiert werden. Die theologische Legitimation für die Gründung solcher kleiner Gemeinden liegt im »Glaubenssinn« aller Glaubenden. Die »Vernetzung« mit anderen und größeren Gemeinden und die Verbundenheit mit Instanzen der amtlichen Kirchenleitung sind dort bare Selbstverständlichkeiten, wo der Wille, gemeinsam mit anderen Kirche zu sein, vorhanden ist. Beim Schaffen »einer anderen Art von Kirche« (Weihbischof Prof. Paul Wehrle von Freiburg i. Br.), in der Geschwisterlichkeit und Dialog an die Stelle von Unterwerfung und Gehorsam treten, in der die Lebensgestaltung nicht den anthropologischen Kenntnissen des 13. Jahrhunderts unterworfen wird, in der niemand barsch ein »Ende der Diskussion« zu kommandieren versucht, in der Versöhnlichkeit an die Stelle von Polarisierung tritt, sind der Kreativität von »Laientheologen/innen«, die ihre Arbeit ehrenamtlich auf sich nehmen, keine Grenzen gesetzt.

¹ Vgl. LThK² Bd.VI (1961) 748f.

² Vgl. zu den historischen Fakten Helmut Erharder, *Dreißig Jahre Mitarbeit an einer konzilsgemäßen Erneuerung der Kirche*, in: Beiträge zur Wiener Diözesangeschichte (=Beilage zum Wiener Diözesanblatt) 36. Jg. Nr. 3 (1. 12. 1995) 49-53.

³ Vgl. zum ganzen Themenkreis, auch zur Diakonatsweihe für Frauen, Herbert Vorgrimler, *Wegsuche. Kleine Schriften zur Theologie*, Bd. II, Altenberge 1998, 258-304.

⁴ Vgl. dazu Herbert Vorgrimler, *Vom »Geist des Konzils«*, in: *Wegsuche II* 139-169, mit Dokumentation der gegensätz-

lichen Positionen von Kardinal Franz König und Kardinal Joseph Ratzinger.

⁵ Vgl. Herbert Vorgrimler, *Liturgische »Laien«-Dienste zwischen Weihe und Beauftragung. Systematisch-pastorale Aspekte*, in: *Wegsuche II* 324-349.

⁶ Der Text der Österreichischen Pastoralkommission über Juden und Christen hat schon vor bald 20 Jahren darauf hingewiesen, daß häusliche Liturgien bei uns viel von der jüdischen Hausliturgie lernen könnten. Diese spielte ihrerseits für die Bewahrung des jüdischen Glaubens in schwierigsten Situationen eine entscheidende Rolle.